

Bücherbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte =
Annuaire de la Société suisse de préhistoire = Annuario della
Società svizzera di preistoria**

Band (Jahr): **39 (1948)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

La présence de cupules sur des monuments mégalithiques n'est pas un fait exceptionnel, bien au contraire. On en a signalées de partout, sur des tables et des supports dolméniques, et en moins grande abondance sur des menhirs et des cromlechs.

Leur signification n'a pas encore été établie avec certitude. Vu leur situation, on serait tenté d'admettre qu'il s'agit de cupules rituelles, peut-être symboles de la religion primitive. Mais il est très difficile de dire si elles sont contemporaines de la construction du monument ou si elles datent d'un âge plus récent.

Le rôle de réceptacle que leur prêtent certains auteurs ne leur convient guère, à La Praz du moins, puisque la plupart n'ont qu'une profondeur minime et sont creusées sur une surface fortement inclinée.

* * *

Nous n'oserions aborder le problème de l'orientation éventuelle du cromlech car trop de contradictions s'attachent à des théories qu'il convient d'envisager avec beaucoup de réserve.

Disons seulement pour conclure que, non loin de là, à 1 km. en direction du nord-ouest, se dresse la Pierre-aux-écuelles, décrite par F. Troyon (elle est mentionnée sur l'AT. 300). Existe-t-il une relation entre ces deux monuments, très différents l'un de l'autre, mais dont les cupules offrent un certain air de famille?

Il faut souhaiter que des recherches futures viennent éclairer les points qui demeurent obscurs, d'autant plus que l'authenticité même du cromlech, aux yeux de quelques-uns de nos réputés préhistoriens, n'a pas encore été définitivement prouvée.

Bibliographie

- Bourgeois V.-H.: Les monuments mégalithiques le long du Jura suisse. Yverdon 1926, p. 27 et 46.
Mottaz E.: Dictionnaire historique, géographique et statistique du canton de Vaud. Lausanne, 1914—1921. T. II, p. 27.
Schenk A.: La Suisse préhistorique. Le paléolithique et le néolithique. Lausanne 1912, p. 433.
Viollier D.: Carte archéologique du canton de Vaud. Lausanne 1927, p. 286.
Vionnet P.: Les monuments préhistoriques de la Suisse occidentale et de la Savoie. Lausanne 1872, p. 22.
***-Jahrbuch. Schweiz. Ges. Urgesch. 33 (1942), p. 115.

XII. Bücherbesprechungen

F. Gysin, K. Frei, E. Vogt, D. Schwarz und H. Schneider, Das Schweizerische Landesmuseum. 1898—1948. Kunst, Handwerk und Geschichte. Festbuch zum 50. Jahrestag der Eröffnung. 224 S., 182 Tafelabbildungen. Atlantis-Verlag Zürich 1948.

Dr. E. Klöti, der Präsident der Eidgenössischen Kommission für das Landesmuseum, schreibt im Vorwort, daß der dem Landesmuseum zur Verfügung stehende jährliche Kredit 50 000 Fr. betrage, daß dieser sogar während den Jahren 1936 bis 1946 auf 35 000 Fr. herabgesetzt worden sei. Man muß die Zahlen mehrmals lesen, um sie zu verstehen, und dann muß man ins Landesmuseum pilgern und staunen, was dort aus diesen, nun sagen wir einmal bescheidenen Mitteln, gemacht worden ist. Und von diesem Wunder kulturellen Schaffens berichtet uns der vorliegende Prachtsband. Das Hauptgewicht liegt jedoch nicht auf dem bündigen Text, sondern auf den herrlichen Tafeln, die man immer wieder durchgehen wird und die dem Buch einen hervorragenden

Platz in einer Bibliothek sichern. Wir wünschen dem Landesmuseum, daß es im zweiten halben Jahrhundert auf einer würdigeren finanziellen Basis stehen darf. Für den entsprechenden Geist werden seine Betreuer schon sorgen. K.K.-T.

Festschrift für Otto Tschumi. Herausgegeben von O. Schlaginhaufen, W. Flükiger, K. Keller-Tarnuzzer, W. Rytz und H. Vetter. 165 S. mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1948.

Entsprechend der Vielseitigkeit und dem weitgespannten internationalen Freundeskreis des Jubilars bieten die dargebrachten 13 Artikel einen außerordentlich reichhaltigen Bilderbogen neuester Ergebnisse aus vielen Abschnitten der Urgeschichte und aus deren Hilfswissenschaften.

Den Auftakt gibt Pia Laviosa Zambotti mit einem „Intorno alle Origini e alla espansione degli Indoeuropei“. Nach ihrer Ansicht muß das Ursprungsgebiet der Indogermanen als eines Nomadenvolkes nicht konzentriert, sondern weit ausgebreitet sein: zwischen Donau und Hoang-Ho. Hierfür sind entwicklungsgeschichtliche Parallelen aus Mittelamerika und Zentralafrika wichtig. Grenzvölker sind die Mongolen im Osten, Ugro-Finnen im Norden und verschiedene Ackerbauvölker im Süden. Von hier, z. B. Sesklo, Kuban usw. gehen wesentliche Einflüsse aus. Die Indogermanisierung Italiens in der frühen Bronzezeit wird in Einzelheiten beleuchtet. Die Vermischung der eindringenden Vučedol-Leute mit der Remedellokultur zeitigt eine sprachliche Überlagerung durch die Neuankömmlinge bei weitgehender Fortsetzung der einheimischen Kultur. — Sodann folgen „Réflexions sur l'hiatus, ses deux aspects Paléo-mésolithique et Méso-néolithique“ von E. Octobon, der auf Grund seiner Beobachtungen darstellt, wie sich der paläolithische Mensch zum mesolithischen wandelte, was nach seiner Ansicht in langsamem Übergang geschah bei ständiger Änderung der Lebensbedingungen. Als Beispiel dient vor allem die Musterstation von Cuzoul (Dép. Lot), deren Höhle und Abri 7 Schichten enthielten. An den Feuersteingeräten zeigt sich die Entwicklung: In den untersten 2 Schichten wurden die Leute des Magdalénien zu Mesolithikern, in den mittleren Schichten finden sich die typischen Geräte des Tardenoisien, während sich in der zweitobersten Schicht der Übergang zum Neolithikum vollzieht.

R. Sauters Abhandlung „Le Néolithique du Valais“ wird an anderer Stelle dieses Jahrbuches ausführlicher besprochen, ebenso die Beiträge von E. Vogt: „Die Gliederung der schweizerischen Frühbronzezeit“, O. Schlaginhaufen. „Über ein Skelett aus der Latènezeit mit trepaniertem Schädel“, W. Rytz: „Jahrring-Chronologie“.

G. Childe's „Cross Dating in the European Bronze Age“ geht von einem zweiseitig fixierbaren Datum aus: gleiche, goldgefaßte runde Bernsteinscheiben fanden sich in der Wessex-Kultur in Südengland und in einem Grab von Zafer Papura, Kreta, spätminoisch II, d. h. um 1450 v. Chr. Andererseits enthielten Gräber der gleichen englischen Kultur Fayence-Perlen, die in Ägypten um 1400 zu datieren sind. Gleichzeitigkeit mit den Wessex-Gräbern läßt sich für Reineckes Stufe A₂ in Nord- und Mitteleuropa feststellen. Reinecke A₂ und B sind wohl typologisch, aber nicht zeitlich verschieden. Beide erscheinen im 15. Jh. Kontakte im 13. Jh. ergeben hier Gleichzeitigkeit für SBZ = Reinecke D = ältere Urnenfelder des Donaubeckens = spätminoisch III B = 1300—1230. Es wird die These aufgestellt, daß die Zerstörung des jüngeren Hettiterreiches von Karkemisch durch Urnenfelder-Leute geschehen sei. Die Entwicklung von BD bis zu HB wird in die Zeit von 1250—750 gesetzt.

K. Keller-Tarnuzzer erklärt seinen „Standpunkt in der Pfahlbaufrage“ und wendet sich gegen die These O. Parets, die jener seit 1942 vertritt, daß die Pfahlbauten ebenerdige Bauten auf trockenem Land gewesen seien. Er zeigt zunächst, daß viele Behauptungen Parets längst nicht genügend wissenschaftlich fundiert sind, um Gültigkeit zu erlangen und dann führt er Gegenbeispiele an. Der Pfahlbau Breitenloo zeigte durchgehende Balkenlagen unter der ganzen Siedlung, abgesunkene Hüttenböden, angebrannte Böden bei nicht angebrannten Pfählen, ganze Gefäße unter den Böden. Solche und weitere Beispiele aus Bleiche-Arbon vervollständigen

das Bild des Fragenkomplexes und zeigen, wie man am besten mit eigenen Beobachtungen argumentiert.

Es folgt P. Reineckes Studie über ein Einzelstück „Ein Bronzehelm italischer Form aus der Ukraine“. Der Helm wurde während des Krieges als Nachbestattung in einem Kurgan nordöstlich von Melitopol gefunden. Er hat die Form mit kleinem, kegelstumpfförmigem Knauf und schirmartigem Nackenschutz. Sie besteht in Italien seit dem 5. Jh. und breitet sich in den folgenden LT-Stufen im ganzen keltischen Gebiet aus. Auf Grund der Beifunde eines ähnlichen Helmes, ebenfalls aus einem Kriegergrab der Ukraine wird das Stück in die frühe Kaiserzeit datiert. In beiden Fällen wohl Bestattungen sarmatischer Krieger.

R. Laur-Belarts „Betrachtungen über das alamannische Gräberfeld am Bernerring in Basel“ widmen sich nach einer kurzen Beschreibung und Datierung des Inventars (550—600 n. Chr.) den Grabtypen und ihrer Verteilung im Gräberfeld. Die Bestattungen lassen sich 5 verschiedenen Sippen zuweisen, bei denen wiederum eine chronologische Stufenfolge innerhalb des genannten Zeitabschnittes sichtbar wird. Die Sippen gruppieren sich um die 5 vollbewaffneten Männer, während die unvollständig bewaffneten Spathaträger als Freie ohne eigenen Hof und die Leichtbewaffneten als Halbfreie gedeutet werden. Wichtig ist, daß hier erstmals in der Schweiz Ringgräben um drei der Gräber festgestellt sind.

A. Alföldi legt „Eine awarische Gürtelgarnitur aus Keszthely“ vor. Diese ist den spätesten Awarenfunden, nach der Niederlage unter Karl d. Gr. zuzuschreiben. Technisch und stilistisch ergeben sich zwei Gruppen, die beide in gleiche Richtung weisen. An Hand von reichhaltigem Parallelmaterial zeigt es sich, daß beide Muster geometrische und pflanzliche Motive wiedergeben, die aus der Kunst des Nahen Ostens durch Vermittlung des Islams nicht nur in die Mittelmeerlande, sondern auch bis zum awarischen Norden vorgedrungen sind. Die Untersuchung ist eng verknüpft mit Alföldis Entdeckung, daß die Hauptteile der Goldkanne des Kirchenschatzes von St. Maurice dem gleichen Kunstkreis angehören.

N. Åberg beleuchtet „Die burgundische Schweiz in spätmerowingischer Zeit“, wobei deutlich wird, welche wichtige Vermittlerrolle den Burgundern zufiel bei der Ausbildung von Salins zweitem Stil, wo byzantinische Elemente mit germanischer Tierornamentik vermischt werden. Die Brennpunkte der Entwicklung liegen bei den nördlichen Germanen und Langobarden, während Südfrankreich aus dem großen Spiel ausscheidet. Die archäologischen Tatsachen decken sich mit der politischen Entwicklung im Merowingerreich.

W. U. Guyan führt durch „Die Ur- und Frühgeschichtliche Schausammlung des Museums zu Allerheiligen in Schaffhausen“ und zeigt dabei die vielseitigen Möglichkeiten neuzeitlicher Gestaltung, die in diesem Museum verwirklicht worden sind. Das Prinzip war, in jedem Saal ein Hauptschaustück zu schaffen, das ein gesammeltes Bild je einer Epoche darbietet, und darum gruppieren sich die Funde in sehr bewußter Auswahl mit beigefügten Ergänzungen und erklärender Beschriftung. Den Wandbildern kommt wesentliche Bedeutung zu.

Die 233 Titel umfassende Bibliographie Otto Tschumis, zusammengestellt von W. Flükiger, beschließt den schönen Band. Elisabeth Ettliger

Robert Forrer, Die helvetischen und helveto-römischen Votivbeilchen der Schweiz. Schriften des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Nr. 5, Band 1948.

Das Schriftchen mit 71 Seiten und 16 Tafeln ist nicht nur eine wertvolle wissenschaftliche Abhandlung, die neues Licht auf die Frage wirft, wie das Beil zu seinem Weihecharakter gekommen ist, sondern es ist ebenso sehr eine Gedenkschrift an einen hochverdienten Altmeister der schweizerischen Urgeschichtsforschung.

Robert Forrer hat noch als Junge die „große“ Forschungszeit der 1870er Jahre erlebt und daraus entscheidende Anregungen für sein Leben empfangen. Auf Studienreisen, unter anderem nach Ägypten, hat er seinen wissenschaftlichen Horizont geweitet und später in Straßburg jahrzehntelang das Musée Rohan betreut und in systematischer Arbeit den römischen Fundplatz Argentorate erforscht. In der Vorrede zu dieser Schrift betont er, daß man eigentlich alle Weihe-

äxte, ob groß oder klein, als Ganzes behandeln und auf Alteuropa ausdehnen müßte. „Ich habe mich auf die Schweiz beschränkt, mehr der Not gehorchend: der Krieg, meine kranken Augen und das hohe Alter zwingen zur Beschränkung.“ Robert Forrer möchte die Weihebeilichen weder auf stein- noch auf bronzezeitliche Formen zurückführen, sondern vor allem den Nachweis erbringen, daß diese Beilichen dem Weihezwecke dienen. Dieser trete erst in der Hallstatt- oder Latènezeit in Erscheinung. Man darf hier, ohne dem seit der Drucklegung dahingegangenen Verfasser zu nahe zu treten, darauf hindeuten, daß die treffendsten Vorformen zu den schweizerischen Votivbeilichen in dem berühmten Gräberfeld von Hallstatt zu erblicken sind, dort kommen sie in den Brandgräbern vor; es sind Düllenbeilichen mit aufgesetzten Tierchen, die offenbar als Weihetierchen angesprochen werden. In der römisch-keltischen Zeit haben sie ihre Form stark geändert, die Düllen sind nun verschwunden, es entwickelten sich zierliche drei- oder viereckige Äxtchen mit Inschriften an Gottheiten, wie Jupiter, Zeus, Minerva, Neptun und die verschiedenen Muttergottheiten, daraus. Sie kommen in den Tempelbezirken der Schweiz, wie Vidy, Allmendingen, Petinesca bei Biel und auf der Engehalbinsel bei Bern in recht stattlicher Zahl vor. Der Verfasser hat sicher ganz recht gehabt, wenn er den ältesten schweizerischen Votivbeilichenfund vom Lindberg bei Winterthur als nicht einheitlich bezeichnet, in dem gewisse Stücke infolge einer Fundortverwechslung heute nicht mehr unter dem richtigen Namen aufbewahrt werden. So wäre es sicher berechtigt, an den römischen Spruch von den Büchern, die ihren Schicksalen nicht entgehen, anzuknüpfen, und zu sagen: „Habent sua fata et secures“. Man darf sich dabei mit keinem geringeren als Friedrich Drexel trösten, der seinerzeit die Doppelscheibenhaken des Lindbergfundes als eherne Nachbildungen von Weihegebäck deutete, ohne diese in ihrer wahren Bedeutung als Grabbeigabe eines bronzezeitlichen Grabes zu erkennen. O.T.

Emil Vogt, Der Lindenhof in Zürich. Zwölf Jahrhunderte Stadtgeschichte auf Grund der Ausgrabungen 1937/38. Zürich 1948. 213 S., 59 Abb., 44 Taf., 3 Pläne.

Ein Buch, das für Ausgrabungstechnik, moderne archäologische Methodik, viele wissenschaftliche Einzelheiten eines großen Zeitraumes und nicht zuletzt für die frühe Geschichte der Stadt Zürich von wesentlicher Bedeutung ist. Aus Grabungsmethode, Keramikforschung, Stilanalysen und historischen Untersuchungen, alle gleichermaßen sachlich und genau gehandhabt, entsteht ein Mosaik, das in vorbildlicher Weise größere Zusammenhänge aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen sichtbar werden läßt.

Das Endergebnis sei hier herausgestellt: Entgegen früherer Thesen beginnt die Besiedlung des Lindenhofes erst in den letzten 2 (oder 3?) Jahrzehnten vor Chr. Es wurde eindeutig keine vorrömische Kulturschicht gefunden. Die frühaugusteische Siedlung war ein militärischer Stützpunkt. Ob er befestigt war, konnte nicht mehr festgestellt werden. Die Siedlung war klein. Ihre Überreste bestehen in Kellergrundrissen, Gruben und Gräbchen mit Pfostenlöchern, meist in den Moränenboden eingetieft. Die folgenden 3 Jh. der römischen Zeit zeigen eine kontinuierliche, aber schwache Besiedlung. Seinen ersten, großartigen Ausbau erfuhr der Hügel durch das spätrömische Kastell, das mit 7 Türmen und 3 Tor-Türmen einen imposanten Anblick geboten haben muß. Die Form dieses Polygons blieb bestimmend für den Platz bis heute. Für die „dunkle“ Zeit vom 5. bis zum 8. Jh. ließen sich einzelne Mauerzüge bestimmen, die alle auf die Kastellmauer, als noch vorhanden, Bezug nehmen. Zu diesen Häusern gehört eine merkwürdige und bisher ungedeutete Erscheinung: 3 Mörtelscheiben von etwas weniger als 3 m Dm, konzentrisch gerillt und mit einem Loch in der Mitte.

Hierauf folgt der erste karolingische Pfalzbau. Ein mächtiger langgestreckter, rechteckiger Saal mit einem besonderen Wohntrakt im Norden und NO. Dieser Bau wurde völlig abgerissen und das Material fand neue Verwendung in der ottonischen Pfalz, welche die Elemente des karolingischen Grundrisses feingliedriger und bestimmter repetiert. Besonders markant erscheint der zweigeschossige Kaisersaal, dreigeteilt durch Bogenstellungen mit Pfeilerstützen. Hinzu kommt, an die NW-Ecke angehängt, eine kleine Pfalzkapelle. Rund 100 Jahre später erfolgte die Sicherung der Pfalz durch einen Doppelgraben auf der Westseite. Gleichzeitig baute man die ottonische

Pfalz um zu einer Pfalzburg mit 2 oder 3 Türmen, wobei Charakter und Bestimmung der alten Bauteile weitgehend verändert wurden. Ein zweiter Ausbau erfolgte im 12. Jh. Sehr lange hat die Pfalzburg nicht bestanden. Eine Urkunde von 1271 erwähnt, daß sie schon seit längerer Zeit zerstört war. Damit hat der Hügel seine Rolle als Träger repräsentativer Bauten ausgespielt. Die Kleinfunde bringen einige Keramik des 13. Jh. und 14. Jh. Um 1400 entstand die heutige Randmauer. Viele Scherben und Ofenkacheln, vor allem auch unfertige Fabrikate des 14./15. Jh. wurden gehoben.

Die Bauten auf dem Lindenhof fügen sich als neue Fakten in die Geschichte Zürichs ein. Sie sind rein archäologisch gewonnen. Ihre von Vogt unternommene historische Fixierung stößt auf beträchtliche Schwierigkeiten, weil es kaum Urkunden gibt, auf die man sich mit Sicherheit beziehen kann. Auf Grund sorgsam abgewogener Indizien legt der Autor die Bauten folgendermaßen fest:

Spätrömisches Kastell unter Valentinian (364—375).

1. Pfalz unter Ludwig dem Deutschen (zirka 860).

2. Pfalz unter Otto I. (zirka 960).

1. Pfalzburg, Zeit des Investiturstreites, 2. Hälfte 11. Jh.

2. Pfalzburg, unter Berchtold V. von Zähringen, 2. Hälfte 12. Jh.

Diese Ergebnisse wurden aus einer Grabung gewonnen, die wegen der Lindenbäume nirgends eine größere Fläche freilegen konnte. Das „Grabungsfeld“ bestand aus 121 meist nur 1 m breiten Schnitten. Der Befund der sich durchdringenden einzelnen Bauperioden war begreiflicherweise oft höchst kompliziert. Daß Vogt ein so klares Bild gewinnen konnte, war nur durch seine äußerst differenzierte Grabungsmethode möglich. Mit Recht werden zu Anfang diese Methode genau dargelegt und zahlreiche Photographien des Tatbestandes und Profilzeichnungen aus den Schnitten dem Text beigelegt, so daß es absolut möglich ist, jede Aussage an Hand des vorzüglichen Bildmaterials nachzuprüfen. Ein wesentlicher Punkt war das peinliche Beobachten der Niveauunterschiede der einzelnen Epochen und Rekonstruktionen der jeweiligen Hügeloberfläche als Arbeitsbasis.

Sowohl für die Rekonstruktionen des Aufbaues wie für die Datierung der Bauten waren die Anhaltspunkte oft sehr gering. Die Datierung der ersten Pfalz beruht z. B. auf der Analyse eines einfachen Pfeilerkapitells, das in der 2. Pfalz wieder verbaut wurde. Die Rekonstruktionszeichnungen des Kastells und der Pfalzen geben ein gutes Bild dieser Bauten ohne dabei der Phantasie des Lesers irgendwelchen Zwang durch Einzelheiten anzutun, was man dankbar empfindet. Manche Fragen müssen offen gelassen werden, da das Material zu wenig andeutet, vieles wird vorsichtig ergänzt und läßt den Raum für spätere Diskussion frei. Die Pfalzgrundrisse sind schwer mit Bekanntem vergleichbar, und es zeigt sich deutlich, daß man von systematischen Untersuchungen an Bauten aus dieser Zeit noch manche Überraschungen erwarten kann. Obgleich die Reste des karolingischen Baues keinen vollständigen Plan ergeben, ist gewiß, vor allem wegen der Analogie zu dem sicheren ottonischen Grundriß, an dem repräsentativen Charakter nicht zu zweifeln. Ebenso muß man sich an die Tatsache der ungewöhnlichen, kleinen Pfalzkapelle gewöhnen, denn sie ist mit dem übrigen ottonischen Bau im Verband gemauert. Der Kapellengrundriß ist eindeutig durch den römischen Kastellturm bedingt, auf dessen Fundament er steht. Andererseits ist es naheliegend, anzunehmen, daß schon vorher hier eine ältere Kapelle gestanden hat, die ihren Einfluß auf die spätere Anlage geltend macht. Schwierig vorstellbar ist die Pfalzburg. Die beiden gekoppelten Türme geben ein unklares Bild und man fragt sich, was aus der vermauerten, nun zugangslosen Kapelle geworden ist, die doch offensichtlich in das Grabensystem einbezogen wurde. Man nimmt nicht gerne die Umwandlung des gottesdienstlichen Raumes in eine rein fortifikatorische Anlage an.

Der zweite Teil des Werkes gibt den Katalog der Kleinfunde sämtlicher Epochen. Bei größter Genauigkeit herrscht Beschränkung auf das Wesentliche. Mit besonderer Freude stellt man fest, daß einmal mit der sicheren Hand des Prähistorikers eine vorläufige Ordnung in der mittelalterlichen Keramik aufgestellt wird, was eine unschätzbare Stütze für weitere Forschung

bedeutet. — Ungewöhnlich interessant sind die augusteischen Funde. Vom speziellen Standort der römischen Keramikforschung her seien einige Bemerkungen zu dem bei Vogt in ausgezeichneter Weise dargelegten Material gestattet. Von 18 Formen italischer Sigillata-Gefäße gehören neun zu ganz seltenen, beziehungsweise bisher unbekanntem Typen. Feine, sicher durchwegs aus Oberitalien eingeführte Trinkbecher halten quantitativ der Sigillata die Waage. Bei deutlichem Lokalkolorit in der zahlenmäßigen Zusammensetzung der Formen geht im übrigen der Typenschatz der Spätlatène-ware konform mit dem bekannten Bild frühromischer Fundschichten. Die Divergenz römisch-gallisch im Gesamtbild der frühen Schicht ist amüsanterweise nicht so stark spürbar wie sonst (z. B. in Augst). Das ist meines Erachtens zurückzuführen auf den starken oberitalischen Einschlag bei der Importware, den noch nicht genauer fixierbaren „Stil“ vieler Sigillata-Profile (neuerdings verwandte Stücke in Frankreich) und daneben auf das fast völlige Fehlen von Sigillata-Imitationen. Alles Fakten, die nicht zunächst chronologisch, sondern durch die lokale Import-Auswahl bedingt sind. Die frühe Schicht bietet den Anblick größter Geschlossenheit. Vogt spricht von einer klaren Cäsar zwischen den augusteischen und den späteren, claudischen Funden. Ich halte jedoch die Funde von Abb. 35/36 in Verbindung mit Abb. 31, 14 und 25 und Abb. 38, 8, und Abb. 39, 8, für einen zwar dünnen, aber doch kontinuierlichen Leitfaden der Besiedlung. Im allgemeinen wird es bei der römischen Keramik recht deutlich, daß nicht immer nur mit dem Zitieren des rheinischen Parallelmaterials auszukommen ist, weil in der Schweiz andere, eigene Gegebenheiten herrschen.

Zum Gesamtaspekt soll noch gesagt werden, daß der Leser trotz der sachlichen Klarheit in Diktion und Aufbau für eine kurze Zusammenfassung bei einer Untersuchung dieser Art dankbar wäre. Es ist leichter, Einzelheiten durchzuarbeiten, wenn man das Gesamtergebnis vor sich sieht, als den umgekehrten Weg gehen zu müssen.

Elisabeth Ettliger

Walo Burkart, Crestaulta, eine bronzezeitliche Hügelsiedlung bei Surin im Lugnez. — Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, herausgegeben von der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte, Band V, Basel 1946, 72 S. mit 10 Textbildern, 67 Abbildungen und 8 Planbeilagen.

Da unsere Besprechung der Arbeit Walo Burkarts im 38. Jahrbuch der Gesellschaft für Urgeschichte, 1947, 128, etwas gedrängt war, möchten wir ergänzend noch auf einige bedeutungsvolle Ergebnisse der Forschungen des bekannten Bündner Prähistorikers hinweisen, um der großen Mühe und Arbeit, welche dem eingehenden Bericht zugrundeliegt, gerecht zu werden. Die wissenschaftliche Oberleitung über die Grabungen und die Planaufnahmen hatte K. Keller-Tarnuzzer inne; ein ganzer Stab von Mitarbeitern, unter denen Werner Walser, Pfyn und B. Frei in Mels besondere Erwähnung verdienen, standen dem Ausgräber Walo Burkart zur Seite. Allgemein ist mit lebhafter Freude die Herausgabe dieser um die Abklärung der inneralpinen Kultur-entwicklung verdienstlichen Monographie begrüßt worden, zumal sie von einem Verfasser geschrieben wurde, der so wie Walo Burkart mit Land und Leuten und dem Fundstoff vertraut ist. Ausgangspunkt ist die natürliche Bodengestalt Rätians und der Verfasser weist mit Recht auf die Beziehungen zwischen Oberflächengestaltung und bronzezeitlicher Siedlungsweise (in einem Abschnitt über Paßverkehr) hin. Entsprechend werden auch Tierhaltung, Ackerbau und Jagd und damit die Beziehungen des Menschen zu seiner damaligen Umwelt in den Vordergrund gestellt. Fachmann und Laie begrüßen, vor allem auch in den guten Abbildungen, die Einführung in die gehobenen Materialien, die ja großenteils noch gar nicht oder nur in Hinweisen veröffentlicht waren.

Die frühbronzezeitliche Zeitstellung der unteren Kulturschicht von Crestaulta ist gesichert, ebenso das mittelbronzezeitliche Alter der mittleren Straten. Ausgangspunkt dieser Zeitbestimmungen war immer wieder die in reicher Auswahl gefundene Keramik, über deren Anzahl, Größe und Form, Farbe, Technik der Herstellung, Ornamentierung und Verzierung, Schichtzugehörigkeit und Typenbildung uns der Verfasser Auskunft gibt. In verdienstvoller Art sind bei den Grabungen die benachbarten Disziplinen umfassend herangezogen worden. Mit der unbestrittenen

Aktualität der alpinen Bronzezeit wächst diese Monographie über den Rahmen der Beschreibung einer bronzezeitlichen Siedlung an sich hinaus und darf dem Fachmann und interessierten Heimatfreund zum Studium warm empfohlen werden. Die Forschungen von Walo Burkart im Kanton Graubünden haben — darüber besteht kein Zweifel — große und fruchtbare Resultate gezeitigt. Walo Burkart bezeichnet seine Publikation zu Recht als „in erster Linie eine Materialpublikation für die Fachwelt“, ferner „damit daran anschließend die Diskussion über Herkunft und Abstammung der Crestaulta-Siedler in erweitertem Maße einsetzen und vielleicht endlich Licht in diese bisher noch unabgeklärten Fragen bringen kann. Wenn dies erreicht würde, wäre eine wichtige Aufgabe dieser Arbeit erfüllt“. Walo Burkart hat uns die Bedeutung des vorgelegten Stoffes zu verdeutlichen verstanden und damit eine Publikation geschaffen, auf der in Zukunft weitergearbeitet werden kann und zu der der Fachmann häufig greifen wird.

Walter Ulrich Guyan

Walter Drack, Die römischen Töpfereifunde von Baden-Aquae Helveticae. Bd. 6 der Schriften des Inst. Urg. Basel 1949. 42 S., 17 Abb.

Seit langem weiß man von römischen Töpfereien in Baden. Hier wird in einer sehr verdankenswerten Studie das gesamte Material vorgeführt, die vielfach zitierten älteren Funde wie die neueren des Jahres 1941. Das Hilfsgerät zum Aufstellen der Gefäße im Brennofen wird genau untersucht, wobei der Autor die verstreuten Publikationen von ähnlichen Funden zusammenstellt (mit Abbildungen), so daß sich eine ausgezeichnete vergleichende Übersicht bietet. Es lassen sich in Baden 2 Töpferöfen nachweisen. Im einen wurden sicher Reibschalen gebrannt. Als neuer Töpfername dieser Gattung tritt Julius Albanus auf und die Marke AQV (= Aquis?). Ob allerdings die Reibschalenprofile als datierend für die Zeit „um 100“ n. Chr. herangezogen werden können, ist zweifelhaft. — Neben dem bekannten Sigillatöpfer Reginus scheint nun Augustalis ebenfalls in der 2. Hälfte des 2. Jh. in Baden gearbeitet zu haben.

Elisabeth Ettlinger

Guyan W. U., Wandbild zur Ur- und Frühgeschichte der Schaffhauser Kulturlandschaft im Museum zu Allerheiligen, Schaffhausen. Verlag Museum Allerheiligen, Schaffhausen 1948, 19 S., 8 Abb.

Zu den schönen Bildern von Fritz Leu an einer Wand der urgeschichtlichen Abteilung des Schaffhauser Museums, die je eine Szene aus dem Paläolithikum, Mesolithikum, Neolithikum, der Bronze-, Hallstatt- und Römerzeit sowie der Völkerwanderungszeit und des Mittelalters wiedergeben (merkwürdigerweise fehlt die Latènezeit) hat W. U. Guyan erläuternde Texte geschrieben, die ihre Bedeutung über den schaffhausischen Rahmen hinaus besitzen und zum mindesten für das ganze schweizerische Mittelland und die angrenzenden ausländischen Gebiete Gültigkeit haben. Sie befassen sich mit den Fragen nach Klima, Landschaftsbild, Wohnung und Kleidung der Menschen und den Haustieren in den einzelnen Epochen. Die schön ausgestattete, wohlfeile Broschüre sei bestens empfohlen.

K. K.-T.

Kraft Georg, Der Urmensch als Schöpfer (Die geistige Welt des Eiszeitmenschen), 262 S., 3 Tabellen, 88 Abb., 2. Auflage, Tübingen 1948.

Prof. Kraft sel. kann man gewiß nicht oberflächliche oder einseitige Behandlung vorgeschichtlicher Fragen nachreden! Kraft erbrachte genügend Beweise minutiöser Sichtung und Bearbeitung der materiellen Hinterlassenschaft urgeschichtlicher Kulturen, und er verstand es auch, uns ohne großes Konstruieren waghalsiger Brücken, unverrückbare Synthesen zu schenken. So gesehen, versteht jedermann, daß es auch für Kraft eine große Dosis Mut brauchte, um sich als strenger Prähistoriker selbst an die heikelsten Fragen heranzuwagen, welche die ältesten Perioden der Menschheitsgeschichte zu stellen hat.

An Vorarbeiten fehlte es ihm wahrlich nicht! Und auch nicht an guten: aber gerade diese erheischten doppelte Vorsicht, galt es doch, „die faktischen Funde als Glieder einer einst lebendi-

gen Kultur zu verstehen, also nicht nur Technik und Gesellschaft zu erfassen“, ja, „die wichtigsten Tatsachen herauszugreifen und auf dieser Grundlage die Fragen zu stellen, die sich für Leben und Werk des Menschen ergeben“ (aus dem Vorwort des Verfassers). Wie sehr es dem Verfasser daran gelegen war, sich nicht zu verlieren, das bezeugt Kraft selbst: „Die Tatsachen stehen im Vordergrund, aber ihre erschöpfende Aufzählung war ebenso wenig möglich und nötig wie die eingehende Erörterung von Theorien.“

Kraft wollte weder eine „Philosophie des Urmenschen“, noch eine „urgeschichtliche Ethnographie“ schreiben, vielmehr wollte er den „Ursprung der Menschheitsgeschichte“ analysieren. Nicht umsonst beginnt er seine Ausführungen mit dem Kapitel „Umwelt und Mensch“, und der Weg bis zum Schlußkapitel „Umriss einer Urkultur“ ist weit, führt er doch durch die reich dokumentierten Kapitel „Lebensweise des Urmenschen“, „Der Jagdkult des Urmenschen“, „Bestattung des Urmenschen“, „Leben und Treiben der Wildbeuter“, „Das Weltbild der Wildbeuter“, „Ursprüngliches bei den Wildbeutern“, „Urmensch und Wildbeuter“, schließlich durch „Die ältesten Kulturen“, „Über den Schimpansen“, „Das Niemandsland“, „Das Messer“, „Das Werkzeug“; und erst nach dieser weitschichtigen Dokumentierung wagt er den Sprung zur Untersuchung über den „Eintritt des *homo sapiens* in die Geschichte“, schließlich zur Schlußbetrachtung „Vom Wesen des Anfangs“ mit den Untertiteln „Die Sprache“ und „Der Urmensch als Schöpfer“.

Mag das eine oder andere Kapitel etwas stark materialistisch wirken, so gewinnt uns gerade die unfrisierte und realistische Darstellungsweise Krafts Vertrauen ab, auch wenn sie „gegenüber den eindrucksvollen Theorien, die O. Menghin und R. R. Schmidt aufgerichtet haben, unbefriedigend, gleichsam skeletthaft“ wirkt (S. 158). Seine Darlegungen sollen ja auch nicht mehr sein als „Grundzüge, die sich aus Analogieschlüssen ergeben; sie mit Blut und Leben zu einem Mythos vom Urmenschen auszufüllen, ist nicht Sache der Geschichtswissenschaft . . .“ Walter Drack

Goury Georges, *Origine et évolution de l'homme. Précis d'archéologie préhistorique, tome Ier, Epoque paléolithique*, 2^{me} édition, A. & J. Piccard, Paris, 1948.

M. Goury, qui honore fidèlement de sa présence les congrès de notre société, fait paraître une nouvelle édition de cet ouvrage, dans une forme remaniée et augmentée. Il signale les trouvailles faites depuis l'année 1927, date de parution de la première édition du livre. Il a conservé le principe de ne pas affirmer une allure trop technique au texte, en renonçant à donner, tel Déchelette et Grenier, toutes les références en notes. Si l'ouvrage perde ainsi, pour les spécialistes, le caractère d'instrument de travail, il gagne par contre en aisance de lecture. La langue en est claire, l'illustration limitée à ce qui est le plus typique.

Les temps que nous vivons rendent longues, coûteuses, tardives, les publications de certains chercheurs; cela explique certains silences de l'ouvrage. Nous songeons par exemple aux si captivantes trouvailles de l'abbé Breuil, au Portugal et en Afrique, et qu'il n'a divulguées jusqu'ici qu'en de rares leçons; elles prendraient un singulier relief dans l'ouvrage de M. Goury, lorsqu'il résume les méthodes de la division chronologique. De même les récentes trouvailles anthropologiques d'Italie ont été publiées trop tard pour pouvoir être citées ici. Il en est hélas toujours ainsi, dans un domaine où le labeur ne cesse jamais.

Il faut se féliciter de l'apparition de ce précis; il donne une vue générale. L'archéologue, professionnel ou amateur, est constamment plongé dans son champ de fouille, dans sa collection, toujours limité dans l'époque qu'il lui plaît d'étudier. Un livre comme celui de M. Goury permet de replacer le travail de détail dans un ensemble, tel un morceau de puzzle dans le tableau général.

M. Goury ne s'est pas cantonné dans une sèche description. Il signale des problèmes extrêmement difficiles à résoudre et qui sont encore loin de l'être: l'écriture fut-elle connue des Magdaléniens? comment interpréter l'art quaternaire (paléolithique, bien entendu)? etc. Bref, on ne peut que regretter que les contingences matérielles de toute édition aient empêché notre éminent ami de pousser plus avant sa belle étude. Ceux de nos membres qui ne pratiquent pas quotidiennement la langue française pourront, disons-le encore, lire facilement cet ouvrage. Edg. P.

Jan Filip, La Tchécoslovaquie préhistorique. Introduction aux études préhistoriques (tschechisch). Prag 1948, 417 S., 103 Abb., 48 Tafeln.

Während der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei erfuhr die Vorgeschichtsforschung in Böhmen und Mähren einen großen Aufschwung. Eine Reihe deutscher Fachvertreter kamen in amtlicher Stellung ins Land und auch die tschechische Forschung wurde in großzügiger Weise ausgebaut, vor allem wurde der Personalstand wichtiger Anstalten und Institute so vervielfacht, daß selbst an die Bewältigung großer Aufgaben herangegangen werden konnte. Gewiß wurden die tschechischen Hochschulen geschlossen und die Lehr- und Lernfreiheit durch deutsche Kontrollbeamte, die in Wort und Schrift eiferten, behindert, aber es gab trotzdem noch genug Mittel und Wege, Nachwuchs heranzubilden, unverfängliche Themen zu behandeln, oder für die Schublade zu arbeiten. Eines der bedeutsamsten Werke zur Vorgeschichte Böhmens und Mährens, „Die Chronik des entdeckten Zeitalters“, die erste große tschechisch geschriebene Übersicht von Jaroslav Böhm, erschien gerade in der „Zeit der Unfreiheit“.

Das vorliegende Buch ist nach Aufbau und Gliederung, nach Satzbild und Diktion eine recht gute Einführung in den Fundstoff und die Problematik, die Böhmen und Mähren sowie die Slowakei als Herzlandschaften Mitteleuropas dem Vorgeschichtsforscher darbieten. Wie seinerzeit schon J. Böhm vertritt auch J. Filip die „Bevölkerungskontinuität“, das ist das Verharren der Grundbevölkerung in den einmal eingenommenen Siedlungsräumen. Im Gegensatz zu Böhm nimmt er aber an, daß die urgeschichtliche Hinterlassenschaft in erster Linie durch Handelsinflüsse gewandelt wurde, besonders durch den „beständigen Strom aus dem Südosten“, wenn auch hier und da von Bevölkerungszuwanderungen die Rede ist. Abgesehen von der Einwanderung der Träger der Lausitzer Kultur, die Filip mit anderen slawischen Forschern für Protoslawen hält, hätten diese Zuwanderungen aber mehr den Charakter von Episoden gehabt. — J. Filip ist ein ausgezeichnete Fachmann und Methodiker, aber bei seinen Synthesen überwiegt der Historiker, der auch dort Zusammenhänge sehen zu müssen glaubt, wo andere Momente in Rechnung zu stellen wären. Statt wie J. Böhm auch sozialpsychologische Erwägungen zu berücksichtigen, folgt er vielfach noch recht naiven Anschauungen, wie man sie früher in den Vordergrund zu stellen pflegte. Oder sollte man es wirklich ernstlich in Betracht ziehen, inwieweit die Nordostschweiz von Protoslawen besiedelt war?

Der Referent steht der Arbeit von J. Filip durchaus positiv gegenüber, er erblickt aber in den prähistorischen Kulturen nicht mehr die Repräsentanten von Völkern oder Stämmen, sondern den Ausdruck mehr oder weniger differenzierter Gesellungsformen und politischer Einheiten, die freilich nach längerem Bestande dann zu ethnischen Einheiten zusammenwachsen können.

Das im ganzen reich ausgestattete und viel neues Bildmaterial bietende Buch ist leider auf einem recht minderen Papier gedruckt, das Sachregister ist nicht immer zuverlässig, aber das ausführliche französische Resümee gewährt einen recht guten Überblick über den sachlichen Inhalt des Werkes.

Helmut Preidel

Movius H. L., The lower palaeolithic cultures of southern and eastern Asia. Transactions of the American Philosophical Society, New series-Vol. 38, Part 4, 1948. Philadelphia 1949, 420 p., 43 fig., 4 maps.

Der Autor, welcher Kurator für paläolithische Archäologie am Peabody Museum in Philadelphia ist, befaßt sich in der vorliegenden Arbeit mit den altpaläolithischen Kulturen des südlichen und östlichen Asiens. Dabei stützt er sich in erster Linie auf die wichtigen Fundkomplexe von Java (Patjitan-Kultur), Burma (Anyathian-Kultur), Nordwestindien (Soan-Kultur) und Nordchina (Choukoutien-Kultur), berücksichtigt aber auch weniger gut erforschte Gebiete wie die Malaiische Halbinsel, Thailand, Indochina und Südchina. Im Gegensatz zu den fossilen Menschenresten, die in Java bis ins untere Pleistozän zurückgehen (*Pithecanthropus robustus* usw.), kennen wir aus ganz Süd- und Ostasien bisher keine Kulturen, die älter als mittelpleistozän sind. Die frühen Anyathian- und Soan-Kulturen sowie die Choukoutien-Kultur der *Sinanthropus*-schichten stammen aus dem zweiten Interglazial bzw. Interpluvial; dagegen muß die etwas

entwickeltere Patjitan-Kultur (wahrscheinlich im Zusammenhang stehend mit Pithecanthropus erectus) ins späte Mittelpleistozän oder frühe Oberpleistozän angesetzt werden; sie zeigt eine gewisse, offenbar nicht auf äußeren Einwirkungen, sondern auf selbständiger Entwicklung beruhende Tendenz zur Herstellung von faustkeilartigen Geräten. Gesamthaft bilden die in Frage stehenden Kulturen einen großen Komplex, der andere Merkmale aufweist als das klassische Altpaläolithikum der Alten Welt. Im Geräteinventar findet sich ein auffallend großer Prozentsatz von Instrumenten, die in Kerntechnik gearbeitet sind, aber nicht unter den Begriff „Faustkeil“ fallen, und als „chopper“, „chopping-tool“ und „hand-adze“ bezeichnet werden (eine Übersetzung dieser Termini, die nichts über die Funktionen der Geräte aussagen, sondern das Material zu Vergleichszwecken typologisch gliedern sollen, ist nicht geraten: die deutsche Bezeichnung für „chopper“ wäre z. B. „Hackmesser“, während ein großer, grober Schaber gemeint ist). Ähnliche Gerätetypen scheinen ursprünglich auch im Gebiet der Faustkeilkulturkreise vorgekommen zu sein, wie gewisse Funde in Afrika (Kafuan-Kultur, Oldowan-Kultur und Prae-Stellenbosch-Kultur) und Vorderindien nahelegen. Der altpaläolithische Kulturkreis Süd- und Ostasiens zeichnet sich sowohl in geographischer wie chronologischer Hinsicht durch eine auffallende Einheitlichkeit aus. Movius kommt am Schluß seiner Ausführungen zu der wichtigen Folgerung, daß die kulturelle Entwicklung in den genannten Gebieten während der unteren Altsteinzeit eine Verspätung erlitt, was damit übereinstimmt, daß sich dort primitive Menschenformen länger erhielten als anderswo. Süd- und Ostasien scheinen somit für die frühe kulturelle Entwicklung des Menschen nicht von wesentlicher Bedeutung gewesen zu sein. H.-G. Bandi

Lais R., Die Höhle an der Kachelfluh bei Kleinkems im Badischen Oberland. Eine Jaspisgrube und Grabstätte der jüngeren Steinzeit. Mit Beiträgen von R. Bay und H. G. Stehlin in Basel. Freiburg i. Br., Urban-Verlag 1948. 88 S., 48 Abb.

Der Urban-Verlag in Freiburg i. Br. hat keine Mühe gescheut, um die letzte Arbeit des im Jahre 1945 verstorbenen Prof. Dr. Robert Lais in vorzüglicher Ausstattung herauszugeben und dadurch dem Forscher eine posthume Ehrung zu erweisen. Lais, der von Haus aus Geologe war, hinterläßt uns hier eine wertvolle prähistorische Monographie. Seine exakten, mit naturwissenschaftlichen Methoden durchgeführten Untersuchungen in einer kleinen Höhle beim Bahnhof von Kleinkems, Kreis Lörrach (Baden), führten in den Jahren 1939 bis 1940 zur Feststellung, daß es sich bei dem Grabungsobjekt nicht um eine natürliche Bildung, sondern um einen künstlichen Stollen handelt, der während der Jungsteinzeit zum Zwecke des Jaspisabbaues angelegt wurde und etwas später als Bestattungsplatz diente. Lais konnte auf Grund des veränderlichen Verhältnisses zwischen lehmiger und kalkhaltiger Substanz (festgestellt mit Hilfe einer von Lais neu entwickelten Sedimentuntersuchung) sowie der Verteilung der Mollusken- und der von H. G. Stehlin, Basel, bestimmten Säugetierreste nachweisen, daß die Schichtenfolge der Höhle (Oberflächenschicht aus Grobschutt, Lehmschicht mit eingestreuten Kalkstücken, klein- bis mittelstückige Kalkschuttschicht) nicht auf natürlichem Wege entstanden sein kann, sondern mit der Tätigkeit des Menschen in Zusammenhang steht. Andererseits zeigte sich klar, daß die Höhle nicht als Wohnplatz gedient hat. Bei den in der untersten Schicht gemachten Funden handelt es sich fast ausschließlich um zahlreiche grobe, aus Rheingerölle angefertigte Schlegel und kalotten- oder scheibenförmige Abschläge. Jene deutet Lais sehr überzeugend als primitive Werkzeuge neolithischer Bergleute, diese als Hilfsgeräte für die Herstellung der beilartig zugeschräpften Geröllschlegel. Er nimmt an, daß die Jaspisknollen mit Hilfe der teilweise wohl geschäfteten Schlegel aus dem Kalkfelsen herausgemeißelt wurden, daß aber außerdem auch Feuer angewendet wurde, um den Fels zu sprengen. Lais hat somit zum erstenmal im süddeutschen Gebiet Jaspisbergbau nachgewiesen, den er mit ähnlichen Vorkommnissen in der Provence in Beziehung bringen möchte. Die mittlere lehmhaltige Schicht enthielt zwei Bestattungen, nämlich ein weibliches Skelett, dessen ursprüngliche Lage nicht mehr festgestellt werden konnte und ein männliches in Hockerstellung. Die von R. Bay, Basel, durchgeführte anthropologische Untersuchung ergab zwei grundsätzlich verschiedene Schädeltypen. Bay neigt dazu, den weiblichen

im Comp.

Schädel dem Chamblandes-Typus zuzuweisen, während er den männlichen in die Gruppe der süddeutschen Bandkeramik einreicht. Bei dem weiblichen Skelett fanden sich einige Keramikfragmente, während die männliche Bestattung als Beigaben zwei Gefäße und einen Hirschhornbecher hatte. Diese Funde gehören der Michelsbergerkultur an. Lais nimmt auf Grund der Fundverhältnisse an, daß der Jaspisbergbau in der untersuchten Höhle während oder kurz vor der Michelsbergerperiode stattgefunden hat. Bei der absoluten Datierung stützt er sich auf die Chronologie Buttlers, in welcher Michelsberg spät, d. h. zwischen 2200 und 1900 v. Chr. angesetzt ist.

Lais hinterläßt uns mit dieser Arbeit einen wichtigen Beitrag zum süddeutschen Neolithikum. Daß er an einigen Stellen etwas zu weit ausholt und sich da und dort wiederholt, mag damit zusammenhängen, daß er die endgültige Redaktion nicht mehr selbst besorgen konnte. Auf jeden Fall verdient das Buch aber eine gebührende Anerkennung und Beachtung. H.-G. Bandi

Behrens Gustav, Merowingerzeit (Original-Altertümer des Zentralmuseums in Mainz.) Römisch-Germanisches Zentralmuseum zu Mainz. Katalog 13. 165 Abbildungen und 8 Tafeln. Mainz, E. Schneider, 1947.

Es wird in diesem Werk ein genauer Katalog aller Gegenstände aus der Merowingerzeit, die sich im römisch-germanischen Zentralmuseum befinden, geboten. Es handelt sich aber nur in einem Falle um Funde aus einem geschlossenen Gräberfeld. Diese aus Schwarzhendorf stammenden Funde sind grabweise zusammengefaßt und das ganze Grabinventar je in einer Abbildung dargestellt. Während sich dieser Teil des Werkes dank seiner genauen Zeichnungen eher zum Vergleichen ganzer Grabinventare eignet, ist der restliche Teil eine gute Quelle zum Vergleichen einzelner Typen. In diesem Teile werden Funde abgebildet, die ausschließlich aus angekauften Privatsammlungen stammen. Da jeweils alle gleichartigen oder ähnlichen Funde auf einer Tafel zusammengezeichnet sind, bildet der zweite Teil, obwohl die Fundorte zumeist unbekannt sind, dennoch eine gute Vergleichsquelle. Vor allem für die Keramik und die Gläser werden verschiedene, an Varianten reiche Typentafeln wiedergegeben. R. Laur-Belart

XIII. Literatur von 1946 bis 1948

- Åberg N.**, Die burgundische Schweiz in spätmerowingischer Zeit. Festschrift Tschumi 1948, S. 133—135.
- Alföldi A.**, Eine awarische Gürtelgarnitur aus Keszthely (Ungarn). Festschrift Tschumi 1948, S. 126—132. 1 Abb., 6 Taf.
— Rhein und Donau in der Römerzeit. Jber. 1948/49, Ges. Pro Vindonissa, S. 5—21.
- Andrist D.**, Die steinzeitliche Fundstätte „Am Moosbach“ im Lengnaumoos. JB. Hist. Mus. — Bern, Bd. XXV, 1946, S. 133—139.
- Bächler H.**, Die ersten Bewohner der Schweiz. Sammlung Dalp, Bd. 43. Verlag A. Francke, Bern, 1947. 176 S., 15 Abb., 8 Taf.
- Bandi H.-G.**, Archäologische Erforschung des zukünftigen Stauseegebiets Rossens — Broc. 36. JB. SGU., 1945, S. 100—106. 1 Abb., 1 Taf.
— Einige Winke zum Ausmessen von Luftbildern. Ur-Schweiz 1946, S. 57—59, 1 Abb.
— La répartition des tombes mégalithiques. Arch. Suisses d'Anthrop. gén., 1946, p. 39—51, 1 fig.
— Le Ricerche preistoriche in Svizzera durante la seconda guerra mondiale. Riv. di Scienze preist., Vol. I — Fasc. 4, Firenze, p. 267—276
— Die Schweiz zur Rentierzeit. Verlag Huber & Co. AG., Frauenfeld, 1947. 222 S., 49 Textabb., 16 Taf., 1 Karte.